

Vernachlässigte Sinfonik

Im 19. Jahrhundert entstanden in der Schweiz vor allem Chorwerke und Festspiele.

Joseph Lauber war einer der Komponisten, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts wieder sinfonische Werke schufen.

Angelo Garovi — Kaspar Zehnder, Chefdirigent des Sinfonieorchesters Biel-Solothurn bis 2022, hatte die gute Idee, während der Corona-Zeit die sechs Sinfonien (entstanden 1895 bis 1918, die letzte um 1949) von Joseph Lauber aufzunehmen. Lauber ist, wenn überhaupt noch, als Komponist von aparten Bläser-, vor allem Flötenstücken bekannt. Er hat aber auch – und das ist vergessen – zahlreiche sinfonische Werke und Konzerte hinterlassen. Zehnder hat nun die in Lausanne archivierten Sinfonien wieder ans Tageslicht gebracht und mit seinem Orchester in Bern eingespielt – eine musikgeschichtlich wichtige Angelegenheit und ein lohnendes Unternehmen, wie die drei bei Schweizer Fonogramm erschienenen und mit mehreren Nominierungen ausgezeichneten CDs zeigen.

Wer war Joseph Lauber?

Joseph Lauber wurde am 27. Dezember 1864 in Ruswil geboren. Er besuchte von 1878 bis 1881 das Konservatorium in Zürich, namentlich bei Friedrich Hegar und Gustav Weber (Klavier und Orgel). 1881 bis 1883 studierte er in München bei dem damals gesuchten Kompositionslehrer Josef Rheinberger aus dem Fürstentum Liechtenstein, 1885 in Paris bei Jules Massenet (Komposition). In Neuenburg, wohin sein Vater 1867 gezogen war, erteilte er nach dem Studium Privatunterricht, übernahm die Leitung eines Laienorchesters und einiger Chöre, zudem die Organistenstelle in Le Locle. 1897 wurde er als Lehrer ans Konservatorium Zürich berufen. 1901 verliess er Zürich und wurde Erster Kapellmeister am Theater in Genf, 1907 Kompositions- und Klavierlehrer am Genfer Konservatorium.

Joseph Lauber war als Gründungs- und langjähriges Vorstandsmitglied des Schweizerischen Tonkünstlervereins mit seinem Bruder Emile zusammen im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts ein einflussreicher Musiker. Mit der Gründung im Jahr 1900 wollte der Tonkünstlerverein der schweizerischen Musik ein Forum geben und nationaler Musik in schweizerischen Städten an «Tonkünstlerfesten» Resonanz verschaffen. Vorbild waren die 1808 vom Luzerner Komponisten Franz Xaver Schnyder von Wartensee initiierten Musikfeste der «Schweizerischen Musikgesellschaft», an denen

auch bedeutende Komponisten wie Franz Liszt, Richard Wagner und Max Bruch als Dirigenten und Komponisten auftraten. Das eigentliche schweizerische Musikschaffen bestand seit der Mitte des 19. Jahrhunderts vorwiegend aus Chorkompositionen (1842 wurde der eidgenössische Sängerverein gegründet) und Festspielen zu historischen Feiern. Sinfonische Werke, weitgehend von ausländischen (deutschen) Komponisten, erklangen an den schweizerischen Musikfesten, durchgeführt bis 1867.

Aufblühen mit Brun und Huber

Der Tonkünstlerverein wollte nun vor allem das nationale Schaffen verbreiten. Aufgeführt wurden die Werke mit städtischen Sinfonieorchestern und ihren Dirigenten wie Friedrich Hegar, Gustav Doret, Volkmar Andreae, Fritz Brun u. a. Auch Joseph Lauber trat an den Tonkünstlerfesten als Dirigent auf. Er wurde daselbst bis in die Zwanzigerjahre auch oft aufgeführt; von ihm erklangen kammermusikalische Werke, aber auch sinfonische Kompositionen (1904, 1908, 1909, 1911 und 1912), allerdings keine Sinfonie.

Die seit dem 18. und frühen 19. Jahrhundert in der Schweiz kaum

mehr gepflegte Sinfonik – es seien aus dieser Zeit Franz Xaver Dominik Stalder, Gaspard Fritz, Nicolas Scherrer und Xaver Schnyder von Wartensee erwähnt – wurde dann vor allem nach 1900 insbesondere mit grossangelegten Sinfonien von Fritz Brun und Hans Huber wieder aufgenommen: Werke in spätromantischer Art.

Die frühen Sinfonien von Brun und Huber sind zeitgemässe Kompositionen, zu denen sich nun die Sinfonien von Joseph Lauber – und das darf man nach dem Vorliegen der Einspielungen durch Kaspar Zehnder sagen – ebenfalls als durchaus dem Zeitstil entsprechende Werke gesellen (weniger die letzte). Dies gilt bei allen drei Komponisten bis in die frühen Zwanzigerjahre. Beim Rheinberger- und Massenet-Schüler Lauber kommt zum strengen deutschen Kontrapunkt eine französisch-impressionistische Klanglichkeit hinzu und macht den Reiz dieser Sinfonien aus.

Ablehnung neuer Tendenzen

Mit dem Auftreten einer neuen Generation, besonders an den Internationalen Musikfesten der IGNM 1926 in Zürich und 1929 in Genf, kamen neue Töne in die Schweiz (Honegger, Schönberg, Webern, Weill, de Falla u. a.). Erwähnt sei in diesem Zusammenhang der schweizerisch-französische Komponist Arthur Honegger, dessen klanglich raffinierte Orchesterstücke *Pacific 213* und *Rugby* sowie sein *Roi David* – 1921 in Mézières uraufgeführt – in der Musikwelt Aufsehen erregten. In Mézières wurde auch Igor Strawinskys *Histoire du Soldat* uraufgeführt.

Und mit der Berufung Hermann Scherchens als Dirigent des Winterthurer Musikkollegiums in den Zwanzigerjahren erklangen in der Schweiz erstmals in schweizerischen Programmen Werke von Arnold Schönberg. Trotz der Aufgeschlossenheit des Zürcher Dirigenten Volkmar Andreae, der in seinen Konzerten in der Tonhalle Kompositionen von Béla Bartók, Ernst Krenek, Paul Hindemith u. a. aufführte, gerieten die schweizerischen Tonkünstler immer mehr ins Hintertreffen, zumal viele von ihnen – auch Lauber – neue Tendenzen strikte ablehnten. Fritz Brun schrieb Sinfonien in der Nachfolge Bruckners und Brahms' noch bis 1953. Neuen Strömungen verschlossen sich auch

die meisten Jurymitglieder der Tonkünstlerfeste und verhinderten so durch eine unzeitgemässe Auswahl den Anschluss an die Neue Musik – auch an die Wiener Schule. Willy Burkhard betonte deshalb 1954 in der *Schweizerischen Musikzeitung* mit Recht: «Die heutige Situation zwingt jeden Musiker, insbesondere jeden Komponisten, sich mit der Zwölftonmusik auseinanderzusetzen.» Hermann Scherchen machte das in Winterthur schon in den Zwanziger- und Dreissigerjahren.

Verengte Erinnerung

Im Nekrolog in der *Schweizerischen Musikzeitung* von 1952 liest man denn auch, was von Lauber und seinen Kompositionen in Erinnerung blieb: «Mais sans doute est ce à quelques uns de ses «Festspiel» et à ses œuvres de caractère populaire qu'il doit ses plus grands succès, et notamment à son «Neuchâtel Suisse» qui lui valut autres le titre de Docteur honoris causa de l'Université de Neuchâtel.» Es muss allerdings erwähnt werden, dass kein Geringerer als Ernest Ansermet noch 1949 mit dem Orchester de la Suisse Romande Laubers 6. Sinfonie aufgeführt und fürs Radio aufgenommen hat.

Die Edition der Sinfonien hat nun gezeigt, dass es sich lohnt, auch diese Seite seines Schaffens wieder bekannt zu machen. Es wäre wertvoll, neben den Sinfonien auch die kürzeren sinfonischen Werke (wie die ebenfalls auf den CDs enthaltene Orchestersuite *Die Alpen*) und die Konzerte (Klavier, Violine, Violoncello, Flöte, Oboe, Kontrabass) wieder im Konzertsaal aufzuführen. Noch zu entdecken sind auch die interessanten Werke für Kammerorchester. Und vielleicht würde es sich sogar lohnen, das eine oder andere Chorwerk aufzuführen, denen vielfach schweizerische Volkslieder zugrunde liegen.

Der Genfer Komponist Henri Gagnébin, ein Schüler Laubers, schrieb in der Festschrift des Tonkünstlervereins von 1950: «Lauber führt eine höchst bewegliche Feder. Er orchestriert meisterhaft und hat unter anderem viele Stücke für Bläser geschrieben, die dem Charakter der Instrumente voll Rechnung tragen.» Er fand, gewisse Orchesterwerke von Lauber wirkten wie eine «Musterkarte der Möglichkeiten einzelner Orchestergruppen». Und Joseph Lauber «besitzt neben seiner Gewandtheit Humor und hat Sinn für Leichtigkeit und Frohmüt». Die Sinfonien beweisen es.

Angelo Garovi

... ist Verfasser der *Musikgeschichte der Schweiz*, 3. Auflage, Stämpfli, Bern 2022.



Joseph Lauber zirka 1904